

# Sprachmoden und ihre gesellschaftliche Funktion

Von Hermann Bausinger

Am Thema dieses Vortrags<sup>1</sup> ist mein noch nicht ganz vierjähriger Sohn schuldig. Unseren Versuch, die üblichen Verführungsgeschenke im Laden an der Ecke spätestens vor der Ladentür auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren durch den Vorschlag, zunächst nur ein Bonbon zu essen – diesen Versuch pariert er seit einiger Zeit mit dem Gegenvorschlag: *Ich würde sagen: zweit*. Diese Formulierung erinnert mich an die umfangreiche Bibliographie meiner nicht geschriebenen Aufsätze. Als ich 1960 in die - inzwischen gevierteilte - Philosophische Fakultät der Universität Tübingen kam, hatte ich Gelegenheit, die zwar abwägenden, aber eigenwilligen Diskussionsbeiträge von Ralf Dahrendorf zu bewundern, in denen er die Argumente mit *ich würde sagen*, das Resümee mit *ich würde also sagen* einleitete. Mir war diese Wendung ein Dorn im Ohr, und es mißfiel mir, daß bald auch andere damit begannen, sie *würden meinen, möchten glauben, würden sagen*. Ich hatte damals die Absicht, einen Aufsatz zu schreiben, wobei ich zwischen den Überschriften „Der präventöse Konjunktiv“ und „Der preziöse Konjunktiv“ schwankte - vielleicht blieb der Aufsatz deshalb ungeschrieben. Ich bedauere das, denn damals hätte ich einen deutlichen Vorsprung gehabt, während jener Konjunktiv inzwischen eines der Paradestücke sprachpflegerischer Erörterungen geworden ist<sup>2</sup>. Andererseits bin ich ganz froh, denn ich weiß nicht, ob ich damals mit der nötigen Gelassenheit Stellung genommen hätte. Ich vermutete zwar schon damals im Hintergrund die englische Form des Understatement, wie sie sich in den Einleitungsformeln *I should say* und

<sup>1</sup> Es handelte sich um einen öffentlichen Vortrag des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim am 9. März 1972. Dies mag den - hier kaum veränderten - essayistischen Charakter erklären, den ich allerdings nicht a priori für unwissenschaftlich halte.

<sup>2</sup> Einige Belege aus der Zeitschrift „Der Sprachdienst“: Heft 3, 15. Jg. 1971, S. 42 und S. 45; Heft 5, 15. Jg. 1971, S. 80; Heft 1, 16. Jg. 1972, S. 18.

*I'd like to say* ausdrückt; und mit Ralf Dahrendorf, dessen wissenschaftlicher Weg von angelsächsischen Ländern ausging, hatte ich einen prominenten „Überträger“ und Innovator unmittelbar vor Augen. Ich war aber damals noch nicht auf das Buch gestoßen, in dem Hermann Wunderlich schon 1894 verwandte Einleitungsformeln von Hutten, aus Goethes „Wahlverwandtschaften“ und Fontanes „Irrungen, Wirrungen“ beibrachte; und ich weiß nicht, ob ich besonders auffallende neuere Beispiele gegenwärtig hatte wie den Diener Konjunktiv in Curt Goetz' Komödie „Ingeborg“ oder die zentrale strukturelle Bedeutung des Konjunktivs im Werk Robert Musils<sup>5</sup>.

Vor allem aber ahnte ich damals nicht, in welchem Grad die Formel üblich und normal werden sollte. Für solche Ublichkeit ist der häufige Gebrauch der Wendung auf einer sprachwissenschaftlichen Tagung – also in einer elitären Subkultur, die sich von den Krankheiten ihres Objektes nicht ganz frei halten kann – gewiß kein Beweis, wohl aber sind es Beobachtungen im alltäglichen Gespräch bis hin zum Bonbon-Kompromiß meines Jungen. Trotzdem, ja gerade deshalb gehört das Beispiel in den Umkreis meines Themas: als Sprachmode, die vielleicht schon gar keine mehr ist.

Mode und damit auch Sprachmode gehört zu den Gegenständen, die sich wesensgemäß jeder engeren Definition entziehen; es ist kein Zufall, daß Adjektive wie *launisch* und *mutwillig* zu den häufigsten Charakterisierungen der Mode zählen. Eine Annäherung an eine Definition ist aber möglich: Sprachmoden sind sprachliche Erscheinungen, deren Gebrauchshäufigkeit innerhalb kurzer Zeit steil ansteigt; es sind auffallende Erscheinungen, die bewußt als solche – also in ihrer Auffälligkeit – verwendet werden können (jedoch nicht müssen), welche diese Auffälligkeit aber nur verhältnismäßig kurze Zeit bewahren. Es ist aber nicht Bedingung, daß die Kurve der Gebrauchshäufigkeit vom Punkt 0 ausgeht, und es ist weder Bedingung noch ist es die Regel, daß die Erscheinung selbst verschwindet.

<sup>5</sup> Diese Herleitung gibt auch Joachim Stave in: Der Sprachdienst 15/1971, S. 80.

<sup>6</sup> Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin 1894; vgl. S. 215. Ulrich von Hutten übersetzte danach ein lateinisches *suspiciatus sum* mit *bette aber äöch gemeint*. Diesem frühen Beleg wächst dadurch noch eine besondere Pointe zu, daß der Tagesspiegel am 4. Oktober 1970 in einer Sprachglosse ausgerechnet mit Hutten's *Homo sum* die Neigung zum Konjunktiv kontrastierte: heute habe man „offenbar das Lebensgefühl *Homo sim* . . .“ (Der Sprachdienst 15/1971, S. 42).

<sup>7</sup> Vgl. Albrecht Schöne: Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. In: Euphorion 55/1961, S. 196-220.

<sup>8</sup> Zum Stichwort „Anliegen“ heißt es bei Starnberger-Storz-Süskind: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg 1957, S. 13: „Ein Modewort dieser Art ist in aller Regel keine

Robert Musil hat eine charmante Glosse mit dem Titel „Blech reden“ geschrieben. Darin bedauert er, daß der Gebrauch dieser Wendung „im Abnehmen begriffen“ sei – und er vermutet, irgendwann werde es damit wie mit „Aar“ und „hehr“ sein, in Festreden werde man sagen: „Unsere Väter haben Blech geschrieben!“ und „ein ungläubiger Schauer“ werde die Zuhörer ergreifen. Das ist ironisch zugespitzt – aber Musil glaubt doch an das Sterben dieser Wendung, und er fügt, wiederum ironisch, hinzu, dieses Sterben geglückter Sprachbildungen nenne man „das Leben der Sprache“. Tatsächlich aber wird auch heute noch Blech geredet, und es wird auch so bezeichnet. Musils Fehlprognose bietet ein Beispiel unter vielen für das Unterschätzen der Lebensdauer modischer Begriffe. Und diese Unterschätzung ist wohl auch dafür verantwortlich, daß Sprachmoden in sprachwissenschaftlichen Erörterungen bestenfalls Revue passieren als oberflächliche Irritationen, welche die „eigentliche“ Sprache höchstens bedrohen, aber nichts damit zu tun haben.

Modewörter, so heißt es in einer Abhandlung von 1969<sup>9</sup>, „tauchen auf und verschwinden wieder“ – und unter dieser Devise werden dann Begriffe wie *informiert*, *Stellenwert*, *manipulieren*, *progressiv*, *Image*, *Frustration*, *unbewältigt*, *Selbstverständnis*, *Untertreibung* abgehandelt – alles Wörter, die auch 1972 (und ich nehme an: auch 1982) nicht den Eindruck machen, sie könnten aussterben. Dies entspricht älteren Erfahrungen: Was Gustav Wustmann 1891 als modische sprachliche Häßlichkeiten rügte<sup>10</sup> – *Tragweite*, *Darbietung*, *von der Bildfläche verschwinden*, *eigenartig*, *selbstlos*, *unentwegt*, *zielbewußt*, *hochgradig*, *naturgemäß*, *voll und ganz*, *entgegennehmen*, *vorbestraft* – erscheint nicht mehr häßlich und nicht einmal mehr auffallend, es hat jeden Anschein der Extravaganz abgelegt. In den späteren Auflagen mußten denn auch gerade diese Beispiele immer wieder geändert werden; aber

neue Erfindung. Meist hat es lange zuvor in seinem Bereich sein braves und nützlich-dasein geführt, wo man wußte, was es bedeutet, und weiter keinen höheren Ton und Sinn hineinlegte. Mit einem Nu aber, unerwartet, tritt solch ein Wort aus all seinen Grenzen und in 1000 Zusammenhänge ein, in denen man es zuvor nicht im mindesten zu finden erwartet hätte.“

<sup>9</sup> Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hamburg 1955, S. 846-848.

<sup>10</sup> Modenschau der Sprache. Glossen und Aufsätze der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über gutes und schlechtes Deutsch. Mit Beiträgen von Nikolas Benckiser, Friedrich Karl Fromme, Karl Korn, Hanno Kuhnert, Hermann Ruelius, Dolf Sternberger. Frankfurt a. M. 1969.

<sup>11</sup> Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig 1891, S. 96-105.

auch was die 13. Auflage 1955<sup>10</sup> herausstellte – Wörter wie *ausgeschlossen, Einstellung, verheerend, vordringlich* –, läßt sich heute keineswegs mehr als modisch etikettieren, und zwar nicht etwa, weil diese Wörter verschwunden wären, sondern weil ihr Gebrauch selbstverständlich geworden ist.

Bei Wustmann erscheint die strenge Einstellung gegenüber dem Modewort begründet. In einer anderen Veröffentlichung, einer Sammlung alter Volkslieder<sup>11</sup>, wendet er sich betont an „altmodische Leute“, und er meint damit: traditionsbewußte Leute. Er ist überzeugt, daß sich „vornehme Menschen“ von der Mode fernhalten, daß Moden von Personen mit schlechtem Geschmack ausgehen, ja daß sie grundsätzlich ein fauler Trick sind, auf den die Kunden hereinfliegen<sup>12</sup>. Diese zunächst ökonomische Annahme verschiebt sich um so leichter ins Kulturkritische, als Wustmann hier wie dort genau bestimmbare Urheber im Hintergrund sieht: an einigen Stellen wird er deutlich und stellt fest, auf solche Vokabeln könne nur ein Jude verfallen sein<sup>13</sup>. Hier wird deutlich, daß die Einstellung gegenüber dem Modewort ähnlich wie die gegenüber dem Fremdwort und dem Jargon in der -schlagwortartig gesagt – völkischen Haltung begründet war und vereinzelt wohl noch ist.

Hier geht es nicht darum, die vermeintlichen Urheber von Sprachmoden dingfest zu machen, und es geht auch nicht um die Ausbreitung von „allerhand Sprachdummheiten“. Gefragt ist vielmehr nach der gesellschaftlichen Funktion von Sprachmoden. Das heißt zum einen, daß es sich um einen Beitrag zur „äußeren Sprachwissenschaft“<sup>14</sup> handelt; und es schließt zum andern die Annahme ein, daß durch sprachliche Moden und mit sprachlichen Moden etwas funktioniert und daß erst nach der Feststellung dieser Funktion Kritik möglich ist – Kritik wohl weniger an den Sprachmoden als an dem „etwas“, das funktionierende Sprachmoden benötigt.

Zwischen der Überschätzung der Vergänglichkeit von Sprachmoden und der Vernachlässigung ihrer Funktion besteht ein enger Zusammenhang. Nicht nur für die Kritiker sprachlicher Moden, sondern allgemein für die Modekritik gilt, daß sie die „immer neue Wütereie der Mode“,

<sup>10</sup> Werner Schulze: Wustmann, Sprachdummheiten. Berlin 1955, S. 294-312.

<sup>11</sup> Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig 1890.

<sup>12</sup> Allerhand Sprachdummheiten, S. 97 f.

<sup>13</sup> Ebd. S. 19.

<sup>14</sup> Hierzu beispielsweise Eugenio Coseriu: Das Phänomen Sprache und das Daseinsverständnis des heutigen Menschen. In: Sprache. Tübingen 1970, S. 111-135; hier S. 131.

die „Hast des Modewechsels“, die „Hetzjagd der Eitelkeit“ am meisten herausgestellt hat<sup>15</sup>; als die wesentliche Funktion der Mode wurde also die Veränderung, der rasche Wechsel gesehen. Daß das falsch ist, läßt sich leicht an einem - etwas zugespitzten – Vergleich verdeutlichen. Ein „Don Juan“ ist dadurch charakterisiert, daß er verhältnismäßig oft und rasch die Geliebte wechselt. Aber es wäre ganz sicher falsch, wenn man den Wechsel als die wesentliche Funktion der Frauen für ihn betrachtete; dazwischen hat er gewiß anderes mit ihnen zu tun. Richtig ist, daß der rasche Rhythmus (den man übrigens – bei den Moden so gut wie beim „Don Juan“ – leicht überschätzt) die Funktionen mitbestimmt und prägt; aber dieser rasche Rhythmus ist nicht die zentrale Funktion. Eine ganz wesentliche Funktion jeder Mode, auch jeder Sprachmode, steht gerade im Gegensatz zum Wechsel: sie vereinheitlicht, ja uniformiert; sie kann Abzeichenfunktion haben innerhalb einer Gruppe<sup>16</sup>.

Ich verwende absichtlich den neutralen Begriff der Gruppe, der ja nicht nur aktuelle Gruppierungen mit intensiven Interaktionen, sondern auch abstraktere Gruppierungen einschließlich bloßer „Merkmalsgruppen“ bezeichnen kann. Zunächst einmal ist freilich an einen engen und verhältnismäßig geschlossenen Rahmen der Kommunikation zu denken, in dem sich oft spezifische Sprachmoden herausbilden. Manchmal zeigen sich Anklänge an Geheimsprachen; jedenfalls aber gibt es fast immer Leitvokabeln, mit denen die Mitglieder der Gruppe auf ihr gegenseitiges Einvernehmen, auf ihre Gemeinsamkeit anspielen<sup>17</sup>. Diese Wörter und Wendungen sind ein Beitrag, ein gewisses Maß an Symmetrie im Kommunikationsakt<sup>18</sup> herzustellen; sie dienen der „adumbration“<sup>19</sup> („Anschauung“), um diesen nur schwer übersetz-

<sup>15</sup> Diesen Formulierungen von Jahn, Vischer, Ihering könnten mühelos Dutzende an die Seite gestellt werden.

<sup>16</sup> Vgl. Hugo Steger: Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung. In: Zeitschrift für Mundartforschung 31/1964, S. 125-138; Hermann Bausinger: Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen, Frankfurt a. M. 1972, S. 118-131.

<sup>17</sup> Es liegt auf der Hand, daß sich Modesprache und Jargon überschneiden, ja daß viele Jargons ganz überwiegend aus Sprachmoden gebildet sind. Zur Abzeichenfunktion des Jargons vgl. u. a. Hans Lipps: Sprache, Mundart und Jargon. In: Blätter für deutsche Philosophie 9/1935-36, S. 388-400.

<sup>18</sup> Zu diesem Problem vgl. Jürgen Habermas: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Jürgen Habermas, Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a. M. 1971, S. 101-141.

<sup>19</sup> Edward T. Hall: Adumbration as a Feature of Intercultural Communication. In: John Gumperz, Dell Hymes (Hrsg.): The Ethnography of Communication (= American Anthropologist 66/1964), S. 154-163. Vgl. auch Erving Goffman: The Neglected Situation. Ebd. S. 133-136.

baren Terminus der amerikanischen Soziolinguistik zu verwenden, der eben jenes Auf-Übereinstimmung-Zielen bedeutet. Jedenfalls dienen die Modewörter nicht primär der Sachverständigung.

Insofern ist es nicht nur relativ hoffnungslos, sondern auch relativ bedeutungslos, die Herkunft solcher Wendungen zu verfolgen. Sicherlich ist die Frage interessant, ob die Feststellung, es sei *nichts drin*, eine Lotteriemetapher darstellt, und ob man bei der neuerdings unter Jugendlichen verbreiteten Redensart *es bringt's voll* an Glücksspielautomaten oder an eine org(i)astische Wendung aus dem Sexualbereich zu denken hat. Aber es wäre wahrscheinlich falsch anzunehmen, daß die – oft recht zufällige – Herkunft das Bedeutungsspektrum wesentlich bestimmt. Ein *sattes Mädchen* hat nichts zu tun mit der wohligen Bequemlichkeit nach einer üppigen Mahlzeit – eher, aber wahrscheinlich auch nicht allzuviel mit knalliger Farbe, also einem satten Ton. Karl Bühler redet in seiner Sprachtheorie von der „selektiven Wirkung der Sphärendeckung“ bei Metaphern; bei der Metapher „Salonlöwe“ kommt weder der Blutdurst noch der Kampfgeist der Löwen ins Spiel<sup>20</sup>. Beim Modewort reicht dieser Vorgang vielfach noch einen Schritt weiter: es bedeutet nicht, sondern signalisiert. Was Musil vom Schimpfwort sagte: es vertrete nicht, was es vorstelle, „sondern ein Gemisch von Vorstellungen, Gefühlen und Absichten, das es nicht im mindesten auszudrücken, sondern nur zu signalisieren vermag“<sup>21</sup> – dies gilt auch vom Modewort. Gerade deshalb erscheint es mir legitim, hier fast nur von Wörtern zu reden; gewiß ist damit Sprache auf eines ihrer Elemente, das lexikalische, begrenzt, aber dieses Element führt in ein Zentrum des alltäglichen Sprechens, in dem die Sprache weitgehend auf Signale reduziert ist.

Der Außenstehende versteht die Signale zunächst nicht; aber sie üben, als Signale, einen besonderen Anreiz auf ihn aus, und durch eine oft sehr einfache Orientierung im subkulturellen Kontext lernt er auch ihren Sinn. Dies erklärt, daß Sprachmoden leicht von einer Gruppe auf die andere überspringen. Und es erklärt auch, daß Sprachmoden – in einem sozialen Schichtmodell betrachtet - nicht nur von oben nach

<sup>20</sup> Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart 1965, S. 349.

<sup>21</sup> Rede über die Dummheit von 1937. In: Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hamburg 1955, S. 929. - Man könnte diesen Sachverhalt auch so umschreiben, daß hier Konvention fast blitzartig an die Stelle der Motivation der Wörter tritt (zu diesen Begriffen vgl. Mario Wandruszka: Interlinguistik. Umriss einer neuen Sprachwissenschaft. München 1971, S. 14-33), oder daß die sonst bei Metaphern geforderte „Kompatibilität für Kontextbildungen“ (Eis Oksaar: Zur Frage der grammatischen Metapher. In: Festschrift für Hugo Moser. Düsseldorf 1969, S. 131-145; hier S. 138) drastisch erweitert ist.

unten wandern, sondern oft auch aus niedrigeren Schichten aufsteigen. Ein treffliches Beispiel dafür gibt George Bernard Shaw in seinem Drama „Pygmalion“, in dem die drastischen Entgleisungen des Blumenmädchens Eliza von den Vertretern der besseren Gesellschaft als „the new small talk“, als neuer Plauderton, mißverstanden werden.<sup>22</sup>

Schon die wenigen konkreten Andeutungen, die hier gegeben werden, zeigen, daß modische Wendungen nicht nur zum Sprachgebrauch aktueller Gruppen, sondern auch zu dem größerer Sub- und Kontrakulturen<sup>23</sup> gehören. Es hat seinen guten Sinn, von der Jugendsprache zu reden und darin Sprachmoden aufzudecken, die sich höchstens nach Altersschichten (also etwa in Teenager- und Twensprache) gliedern lassen<sup>24</sup>. Die Einheitlichkeit entsteht dabei nicht nur durch die hohe Kommunikationsdichte und die zahlreichen Verflechtungen zwischen verschiedenen Gruppen, sondern auch dadurch, daß Sprachmoden durch Massenmedien vermittelt und intensiviert werden können. Die Einheitlichkeit dieses Horizonts ist in vielem kaum zu überschätzen: Jedes Kind (fast buchstäblich genommen) weiß, daß Herr Nielson nicht etwa ein bedeutender skandinavischer Sprachforscher ist (auch wenn es so klingt), sondern das Totenkopffäffchen von Pippi Langstrumpf; und zumindest viele Gymnasiasten beziehen ihre Redensarten auch von Obelix, Asterix, Charly Brown, Prinz Eisenherz und anderen Comics-Helden.

Es liegt auf der Hand, daß – mit einer nur geringfügigen Verschiebung – anstelle der Comics auch der „Spiegel“ hätte genannt werden können; dieses Nachrichtenmagazin hat in seinen Anfängen nachweislich viele amerikanische Vokabeln, wie *Playboy*, *Pep*, *Stress*, *Fan*, *Beatnik*, unserem Sprachbrauch vermittelt, und auch heute kann ihm diese Vermittlerrolle - wenn auch die Kommunikationsbahnen vielfältiger und undurchsichtiger geworden sind – nicht ganz abgesprochen werden<sup>25</sup>. Mit diesem Beispiel ist aber schon ein neuer Funktionsbereich sprachlicher Moden anvisiert. Sprachmoden, die in erster Linie durch

<sup>22</sup> Vgl. Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 170 f.

<sup>23</sup> Zu diesen Begriffen vgl. J. Milton Yinger: Contraculture and Subculture. In: American Sociological Review 25/1960, S. 625-635.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu Heinz Küpper: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. 1-6, Hamburg 1955-1970, insbesondere Band 6: Jugenddeutsch von A – Z.

<sup>25</sup> Vgl. Hartmut Luck: Zeitungsdeutsch und Umgangssprache. Untersuchungen zur Sprache des Spiegels. In: Muttersprache 73/1963, S. 327 – 337; Broder Carstensen, Hans Galinsky: Amerikanismen in der deutschen Gegenwartssprache. Entlehnungsvorgänge und ihre stilistischen Aspekte. Heidelberg 1963, S. 14 f. und passim.

Massenmedien vermittelt sind, fungieren im allgemeinen nicht als Abzeichen einer bestimmten Gruppe, sondern es sind – cum grano salis – gesamtgesellschaftliche Verständigungssignale und sind es um so mehr, je durchschlagender die Mode ist. Eine negative Bewertung liegt nahe, und in der Tat hat man oft genug vom Schlagwort, vom Klischee, vom Schnittmuster, von der Formel oder eben (und auch dies mit deutlich negativem Akzent) vom Modewort gesprochen. Gewiß sind diese Etikettierungen nicht falsch. Aber ihnen gegenüber ist nicht nur daran zu erinnern, daß Formelhaftigkeit eine wesentliche Eigenschaft der Sprache überhaupt ist, sondern es ist auch zu bedenken, daß unsere Gesellschaft Schnittmuster benötigt. Sie hat einen durch und durch uneinheitlichen Horizont und einen immensen Umsatz an Sprache – und im Hinblick darauf hat jedes Mittel der Vereinheitlichung zunächst auch eine positive Funktion. Was schlagwortartig als Pluralisierung der Normen bezeichnet werden kann, führt zu großer Verhaltens- und Erwartungsunsicherheit des einzelnen<sup>26</sup>; und in diesem Wirbel gibt die Mode – mag man sie auch selber als Wirbel bezeichnen – einige Sicherheit. Dies gilt auch von der sprachlichen Mode. Sprache ist insgesamt ein Mittel zur „Reduktion von Komplexität“; in der Sprachmode ist diese Leistung potenziert.

Diese funktionale Beobachtung schließt allerdings die Feststellung nicht aus, daß es sich dabei um falsche, um fragwürdige Reduktionen handeln kann. Die Fehler sind in ganz verschiedenen Richtungen zu suchen; ich stelle drei heraus:

1. Jede Mode hat die Tendenz, möglichst schnell selbstverständlich zu erscheinen, auch wenn diese Tendenz für den Betrachter hinter der offenkundigen Extravaganz oft verschwindet. Dies führt dazu, daß in den Sprachmoden betuernde Natürlichkeitsvokabeln ein besonderes Gewicht haben. Je lückenloser wir von Künstlichem umstellt sind, um so häufiger scheint der Umgang mit dem Wort *echt* zu werden<sup>27</sup> – von *echter Freude* und *echtem Humor* über *echte Betreuung* und *echte Chancen* bis zu *echter Preiswürdigkeit* und *echten Sonderleistungen*.

<sup>26</sup> Die soziologische Seite dieser Frage ist am differenziertesten behandelt in den neueren Arbeiten von Niklas Luhmann; vgl. beispielsweise: Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt 20/1969, S. 28-48 sowie die anderen in: Soziologische Aufklärung. Köln und Opladen 1970 zusammengefaßten Aufsätze.

<sup>27</sup> Zur Dialektik von echt und unecht vgl. Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Berlin und Darmstadt 1971 sowie die dort angegebene Literatur.

2. In einen verwandten Zusammenhang führt der schon usuell gewordene, also im strengen Sinne nicht mehr modische Gebrauch des Wörtchens *genau* im Sinne nachdrücklicher Zustimmung. Zwar ist es als Lehnübersetzung (*exactly!*) zu verstehen; aber das schließt die Frage nach der besonderen Funktion nicht aus. Ein solches Wort spielt über die modalen Schwierigkeiten der Kommunikation und die materialen Schwierigkeiten des Verständnisses hinweg; es erweckt den Anschein, es sei leicht, sich verständlich zu machen und zu verstehen – während doch fast jedes Gespräch das Gegenteil beweist. Falsch wäre es jedenfalls, über die Oberflächensemantik zum Ergebnis zu kommen, dieses Wort weise eine besondere Präzision aus.

3. Um Genauigkeit geht es in den Kommunikationsbereichen, von denen hier die Rede ist, nicht. Hier mag noch einmal Musil, dieser hervorragende Beobachter sprachlicher Probleme, zitiert werden: „Sich immer richtig ausdrücken, ist wie Midasgold. Es macht wertvoll und ungenießbar, was es erfaßt.“<sup>28</sup> Übereinstimmung entsteht deshalb sehr viel häufiger als durch Genauigkeit durch Unbestimmtheit; Walther Dieckmann betont, daß auch in der Sprache der Politik die Unbestimmtheit einen „humanen Zweck“ haben könne, indem sie die Fortsetzung der Diskussion erlaubt<sup>29</sup>.

Die zentrale Position der Unbestimmtheit im Bereich des modischen Sprachgebarens beweisen neben Modewörtern im engeren Sinn auch eine Art von sprachlichen Evergreens, welche das Quasi-Modische mit dem schon Heimelig-Vertrauten über längere Zeit hinweg verbinden. Vielleicht gehört hierher die breite Gebrauchsskala von *abstrakt*, auch und gerade im populären Sprachgebrauch: Im Blumengeschäft einer schwäbischen Kleinstadt wurde ich gefragt, ob ich (im Gegensatz zu den aus einer einzigen Blumensorte bestehenden) einen abstrakten Blumenstrauß kaufen wolle; und in einer Wirtshausrunde schloß ein Mann eine etwas radikale politische Äußerung ab mit der Feststellung: „Da kenn' ich nix, da bin ich abstrakt.“ Zumindest für das erste Beispiel gilt, daß im Hintergrund die „abstrakte“, sich vom Her-

<sup>28</sup> Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hamburg 1955, S. 389. Für Musils Überlegungen zur sprachlichen Präzision gibt es die verschiedensten Zeugnisse. Ich zitiere eine weitere Bemerkung aus den Tagebüchern (S. 377): „A: Der Kuckuck hat gerufen. - B: Sprich genau. Es gibt einige 40 Kuckucksarten. (Darunter allerdings auch einige exotische.)“

<sup>29</sup> Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache. Heidelberg 1969, S. 70. - Daß auch sprachgeschichtlich gesehen der Erfolg von Sprachbildern vielfach gerade „auf ihrer Mehrdeutigkeit beruht“, zeigt Werner Betz am Beispiel der Mystik (Scholastik, Mystik und deutsche Sprachgeschichte. Bemerkungen zum mhd. Thomas. In: Festschrift Harri Meier. München 1971, S. 31-50; hier S. 50).

kömmlichen lösende neuere Kunst steht; bezeichnenderweise ist das Wort *Picasso* ja nicht nur ein Name, sondern auch ein populärer Typus- oder Gattungsbegriff, der aus skeptisch-hilfloser Distanz<sup>30</sup> angewandt wird. Die große Bedeutungsbreite des Wortes liegt aber wohl eben in seiner Vagheit; und hier führen Verbindungslinien aus der gegenwärtigen Sprachmode (falls der Begriff hier überhaupt gerechtfertigt ist) in die frühere Zeit – so schreibt Mörike in seinem humoristischen Kommentar zu den „Wispeliaden“: „es wäre daher lächerlich, abstrakt, ein Wort weiter hinzuzufügen.“<sup>31</sup>

Sicher gehören aber in diesen Zusammenhang Vokabeln wie *irgendwie* und *irgendwo*, die als schon relativ alte und beständige Modewörter fungieren – wahrscheinlich weil sie genau ins ‚entideologisierte Zeitalter‘ passen, in dem bündige Welterklärungen nicht mehr gesucht und nicht mehr vermittelt werden<sup>32</sup>, in dem vielmehr nur noch unbestimmte Befindlichkeiten entschuldigt und ausgedrückt werden: Redundanz wird hier zum eigentlichen Daseinsgrund. Dies schließt nicht aus, daß solche Vokabeln verfügbar sind im Sinne eines ideologischen Herrschaftsinstrumentes. Nirgends wird dies besser vorgeführt als in Vaclav Havels „Gartenfest“<sup>33</sup>, durch das sich Wörter wie *irgendwie*, *Mensch* und *menschlich* als leere Leitmotive ziehen, benützt von den Funktionären als verschleierns Motiv, als versöhnliche Decke über den tatsächlichen Unmenschlichkeiten eines bürokratisierten und technokratisierten Herrschaftssystems. Meisterhaft zeigt Havel die Diskrepanz zwischen einer verspannten Organisation und vorgegeblicher Spontaneität – von den Aufforderungen der Funktionäre an die Belegschaft, „irgendwie menschlich“ das Gartenfest zu feiern, bis zur Schlußforderung an das Publikum: „Und jetzt geht so irgendwie ohne überflüssige Diskussionen auseinander.“

Bei all diesen Überlegungen und Hypothesen drängt sich die Frage auf, warum die sprachliche Vereinheitlichung, der gemeinsame Horizont nicht dort gesucht wird, wo er per definitionem gegeben ist: in der sprachlichen Tradition, in der überlieferten Sprache.

<sup>30</sup> Dazu zuletzt Martin Scharfe: Probleme einer Soziologie des Wandschmucks. In: Zeitschrift für Volkskunde 66/1970, S. 87-99, besonders S. 96 f.

<sup>31</sup> Werke, hrsg. von H. Maync, 2. Bd., S. 439.

<sup>32</sup> Vgl. Eckart Pankoke: Sprache in „sekundären Systemen“. Zur soziologischen Interpretation sprachkritischer Befunde. In: Soziale Welt 17/1966, S. 253-273; hier S. 273. In ähnliche Richtung geht die Konzeption von Frank Benseier: Sprache und Gesellschaft. In: Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Georg Lukács. Neuwied und Berlin 1965, S. 132-150.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu auch Hermann Bausinger: Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Frankfurt a. M. 1972, S. 150 f.

Warum werden gerade modische Elemente als Mittel solcher Vereinheitlichung herausgestellt?

Diese Frage ist zunächst zu unterstreichen durch eine Kontrollbeobachtung. Zwar wäre es falsch, das Thema Mode in einem ausschließenden Gegensatz zum Thema Dialekt zu sehen; aber es ist eine Tatsache, daß modische Elemente in Dialekten und im dialektnahen Sprechen ziemlich selten sind. Zuletzt haben das umfangreiche Stichproben an südwestdeutschem Tonbandmaterial aus den Aufnahmen des Deutschen Spracharchivs<sup>34</sup> erwiesen: Modevokabeln tauchen hier nur ganz vereinzelt auf. Ähnlich wie die Kleidermode<sup>35</sup> scheint also auch die sprachliche Mode eher in gehobenen sozialen Schichten und damit auf höherem Sprachniveau einzusetzen; wenn die Mode unten ankommt, ist es aufs Ganze gesehen schon keine Mode mehr.

Es ist also zu begründen, warum das vereinheitlichende Moment (sei es nun in bezug auf die Gruppe oder die größere Gesellschaft) nicht in den traditionellen Formen der Rede gesucht wird. Die Antwort: Weder zeitlich noch räumlich sind die Voraussetzungen für eine kontinuierliche Tradition gegeben. Der Zeitaspekt läßt sich rasch klären über ein Nietzschezitat: „wir Modernen, wir Kurzatmigen in jedem Sinne!“<sup>36</sup> Tatsächlich erlaubt der rasche Wechsel der Dinge, der Aufgaben, der Perspektiven keine stetige Entwicklung sprachlicher Tradition. Der hohe Umsatz<sup>37</sup>, der rasche Verbrauch fordern die ständige Zufuhr von Neuem; Mode aber ist in dieser Perspektive nichts als der Versuch, Neues schnell allgemein und allgemein akzeptabel zu machen.

Aber auch räumlich gesehen ist die Voraussetzung für ruhiges Wachstum nicht gegeben. Alles was unter dem Stichwort der räumlichen Mobilität zusammengefaßt werden kann, führt zum Verlust der gemeinsamen sprachlichen Basis in den jeweiligen lokalen Bereichen. In drastischem Ausmaß machte dies die erzwungene Völkerwanderung nach dem letzten Kriege deutlich. Leider wurde

<sup>34</sup> Ich schulde dem Leiter der Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland, Arno Ruoff, Dank für interessante Hinweise.

<sup>35</sup> Vgl. beispielsweise die Hinweise bei René König: Macht und Reiz der Mode. Verständnissvolle Betrachtungen eines Soziologen. Düsseldorf und Wien 1971, S. 198, in denen er die Rolle der oberen Mittelschichten betont.

<sup>36</sup> Jenseits von Gut und Böse (Werke in drei Bänden, hrsg. von Karl Schlechta, 2. Bd., S. 714).

<sup>37</sup> Zum Begriff des „kommunikativen Umsatzes“ vgl. Gottfried Meinhold: Kommunikationspraxis und Sprachkörper. In: Sprache und Gesellschaft, hrsg. von Harry Spitzbardt. Jena 1970, S. 77-94; hier S. 82.

fast nur auf eine Dokumentation der ostdeutschen Dialekte Wert gelegt, wurden dagegen nur wenige Beobachtungen zum sprachlichen Akkulturationsproblem angestellt. Aus diesen wenigen Beobachtungen geht jedoch hervor, daß die Bevölkerungsvermischung die sachliche Seite der Verständigung nicht wesentlich erschwerte, daß also Bezeichnungen für Dinge und Vorgänge rasch erfaßt und auch übernommen wurden; die Schwierigkeiten lagen eher darin, daß vielfach die Kontaktsignale in ihrer spezifischen Färbung nicht verstanden wurden<sup>34</sup>. Belegen läßt sich dies an einem Negativbereich der Kommunikation: in manchen Fällen wurde nämlich der Stellenwert von Schimpfwörtern falsch eingeschätzt, was zu ernsthaften Streitigkeiten führte. Die Annahme liegt nahe, daß es auch in den positiven Bereichen entsprechende Hindernisse gab und gibt. Von hier aus erklärt sich die Notwendigkeit neuer Kontaktsignale - und dazu gehören die Modewörter. Es kann eine entschiedene Entlastung bedeuten, zu wissen, daß und wann man eine Sache *dufte*, *brutal* oder *echt* finden darf, oder doch wenigstens die Möglichkeit des Rückzugs auf eine Unverbindlichkeitsvokabel wie *nett* zu haben.

In dieser Entlastungsfunktion<sup>35</sup> erschöpft sich der Gebrauch der Modewörter aber normalerweise nicht. Sie dienen nicht nur der Vermeidung von Pannen, sondern auch der Differenzierung – erneut kann hier das Stichwort Abzeichenfunktion aufgenommen werden. In dieser ergänzenden Funktion dienen sie zugleich dem Imponiergehabe<sup>36</sup>, der betonten, distanzierenden Absetzung von anderen Sprechern und anderen Sprachgruppen. Damit aber sind sie einer gegenläufigen Wirkung ausgeliefert: Auf der einen Seite verbraucht sich solches Sprachmaterial zwangsläufig rasch und fordert schnelle Erneuerung. Auf der anderen Seite wächst den Modewörtern als Imponiervokabeln ein Wert zu, der es den Sprechern in einer Gruppe mitunter schwer macht, sie abzulegen; in extremen Fällen gerinnt Mode so zu einem anachronistischen Stil. Wenn ich beispielsweise die

<sup>34</sup> Unter Kindern waren die Mißverständnisse bezeichnenderweise am seltensten und am schnellsten ausgeräumt. Vgl. Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. Stuttgart 1963, S. 158 f.

<sup>35</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang den sozialpsychologischen Begriff der „Unifikation“ bei Peter R. Hofstätter: Gruppendynamik. Die Kritik der Massenpsychologie. Hamburg 1957, S. 88-91.

<sup>36</sup> Jost Trier bezeichnet die „Alltagssprache“ als „ein Sprechen mit Imponiergehabe“ und als „dem Modischen . . . widerstandslos unterworfen“. Alltagssprache. In: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. Göttingen 1966, S. 110-133; hier S. 123.

Sprache der Vereinsreden – und in ähnlicher Weise der Vereinsprotokolle<sup>37</sup> - als „altmodisch“ bezeichne, dann nicht nur in dem Sinne, daß hier allgemein außer Kurs geratene Bilder und Wendungen benützt werden, sondern spezifischer in dem Sinne, daß eine längst überholte Mode festgehalten wird, als sei ihr noch der Imponiercharakter von einst eigen, während in Wirklichkeit nur noch die Abzeichenfunktion, also die sich auch sprachlich äußernde subkulturelle Übereinstimmung unter den Vereinsfunktionären, die Sprache am Leben hält<sup>38</sup>.

Wo andererseits geradezu ängstlich nach der jeweils allerneuesten Mode geschielt wird, wo also immer neue sprachliche Farbtupfer in der Rede verteilt werden, nützt sich nicht nur das einzelne modische Wort, sondern auch das modische Gebaren insgesamt ab. Der Versuch, grundsätzlich immer das Allerneueste zur Schau zu stellen, überdehnt die Möglichkeiten des Modischen und endet nicht selten in Komik oder Gleichgültigkeit. Der Theologe Werner Jetter spricht in einer homiletischen Studie von den „modernen Jargonauten“ auf der Kanzel, welche die Kluft zwischen der Sprache des Glaubens und der Sprache der modernen Welt durch „Routinevokabeln“ zu überbrücken suchen<sup>39</sup>. Was er an der theologischen Praxis rügt, läßt sich in ähnlicher

<sup>37</sup> Beispiele aus dem Protokollbuch eines einzigen Vereins, des Theatervereins im ober-schwäbischen Haslach:

- *Fahnenweihe*: Wir haben den Gedanken der klingenden Münzen nicht auf unsere Fahnen geschrieben.
- *Generalversammlung*: Köstlicher Humor, gewürzt von zahlreichen Witzen, zeugten von innerer Geschlossenheit des Vereins und mit wirklich neuen Klavierakkorden von Michael Rehm nahm die Generalversammlung einen wirklich gelungenen Abschluß.
- *Ausflug*: und mancher Tropfen perlenden Tiroler Traubensaftes belebte unsere wanderlustige Kehle.
- *Hochzeit des stv. Vorstandes*: Das Faß Freibier, das vom Bräutigam für den Verein zum Dank für die ihm bekundete Ehre gespendet wurde, versickerte ohne große Hemmungen in den Gurgeln der Vereinsmitglieder.
- *Eindruck von eigener Theateraufführung*: Gleich einem neugeborenen Geschöpf, das unter Glockengeläute zur Taufe geführt, konnte die Feier unter klingenden Musikweisen ihren Anfang nehmen. Mit freudiger Begrüßung und Worten des Dankes durch Spielleiter Loritz wurde unter allgemeiner größter Spannung das voller Pracht strotzende Werk seines Gewandes enthüllt. Majestätisch grüßte uns das gleich einer Meisterhand geschaffene Werk. Mit vollstem Recht sei es Herrn Ulrich an dieser Stelle gesagt, daß es ihm mit voll eingesetzter Kraft meisterhaft gelungen ist, den Kunstsinn der Szenerien in natürlichster Wirklichkeit darzustellen. Er hat sich damit ein bleibendes Andenken geschaffen, was ihm zur Ehre gereichen möge.

<sup>38</sup> Vgl. das Kapitel „Reden unter der Vereinsfahne“ bei Hermann Bausinger: Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Frankfurt a. M. 1972, S. 131-141.

<sup>39</sup> Werner Jetter: Wem predigen wir? Notwendige Fragen an Prediger und Hörer. Stuttgart 1964, S. 28 und 80. In einer anderen theologischen Studie von Hans-Dieter Bastian (Verfremdung und Verkündigung. Gibt es eine theologische Informationstheorie? München 1965) wird Verfremdung der Tradition als Dienst an der Tradition verstanden, ja als „Mittel der Tradition . . . um lebendig zu bleiben“. Vermutlich ist hier im Sinne Jeters zu relativieren: nur-modische Verfremdung hält möglicherweise nichts lebendig, sondern verbirgt nur das Abgestorbensein.

Weise auch auf andere Bereiche anwenden. Routinevokabeln bedeutet dabei in unserem Kontext, daß diese Wörter und Wendungen zwar betont vom Herkömmlichen abgesetzt werden, daß in ihnen aber Mode so peinlich schnell in Routine umschlägt, daß sie dürftiger erscheinen müssen als das Herkömmliche. Gustav Korlén machte vor einigen Jahren darauf aufmerksam, daß *Dialog* zum Modewort geworden sei<sup>44</sup>; als solches weist es die Charakteristika der Routinevokabel auf. *Der Dialog muß gefördert werden; die Basis muß erweitert werden; wir müssen das Ganze erst durchreflektieren*: in solchen Wendungen hat das Modische längst sich selbst verzehrt, ist der Anspruch auf Unmittelbarkeit und Modernität verlorengegangen. Von hier aus läßt sich der sprachlichen Mode - und wiederum: der Mode insgesamt - geradezu eine stabilisierende Funktion zusprechen. In den bunten Kioskromanen, den billigen Serienheften, fällt die Diskrepanz zwischen Strukturen und Requisiten auf: Diese repräsentieren die letzten Phasen der Technik und des Konsums; schnittige Sportwagen sind ebenso vertreten wie Kassettenrecorder, die letzten Plattenhits, die neuesten Tänze, die modernsten Kleider. Aber all dies schließt nicht aus, daß jene Romane geprägt sind durch patriarchalische Strukturen autoritären Zuschnitts; das modische Beiwerk ist ein Flitter, der die tatsächlichen Verspätungen nur verdeckt. In ähnlicher Weise haben auch Sprachmoden vielfach nur Requisitcharakter. Bert Brecht sprach einmal, mit dem Blick auf die Expressionisten, von den „peinlichen, beunruhigenden Vorfällen, wo einer ‚außer sich gerät‘. Wohin gerät er da? Es wurde bald darauf klar, daß sie sich nur von der Grammatik befreit hatten, nicht vom Kapitalismus.“<sup>45</sup> Analog dazu könnte man für viele Sprachmoden sagen, daß sie zwar außerhalb der sprachlichen Tradition führen, daß sie aber nichts beseitigen vom Alldruck der Überlieferung. Von hier aus erhält das optimistische Urteil des amerikanischen Soziologen Herbert G. Blumer über die Mode eine eigentümliche Färbung: „fashion provides for an orderly march from the immediate past to the proximate future“<sup>46</sup>; die Mode also als Garant einer geregelten, ordentlichen, kontinuierlichen Entwicklung. In der Tat schlagen ihre

<sup>44</sup> Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung? öffentlicher Vortrag. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch (= Sprache der Gegenwart, hrsg. von Hugo Moser, I). Düsseldorf 1967, S. 36-54; hier S. 38.

<sup>45</sup> Über den formalistischen Charakter der Realismustheorie. In: Gesammelte Werke 19, Frankfurt a. M. 1967, S. 298-307; hier S. 304.

<sup>46</sup> Fashion. In: International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 5, 1968, S. 341-345; hier S. 343 f.

extremen Impulse fast unweigerlich ins Gegenteil um; mit der Übertragung eines Bildes aus der wirklichen Mode könnte man sagen: auf Miniwörter folgen unweigerlich Maxiwörter, und gerade diese Oszillationen, diese kleinen Sprünge verhindern jeden größeren Sprung und lassen die lediglich modisch aufgeputzte Sprache im wesentlichen beim alten.“

Ergänzend muß hier freilich die Funktion angeführt werden, die schon eingangs - am Beispiel des zuerst präziösen und inzwischen eben nicht mehr präziösen Konjunktivs - illustriert wurde: Mode, auch Sprachmode, als Umsetzer einer Innovation<sup>47</sup>; oder anders gesagt: sprachliche Mode als Frühphase sprachlichen Wandels<sup>48</sup>. Damit ist nicht etwa nur die banale Tatsache gemeint, daß jeder Wandel einmal irgendwo (und irgendwie ...) angefangen hat. Vielmehr garantiert die sprachliche Mode den eigentlichen Innovationsruck. Jeder Veränderung steht ein Hemmungspotential entgegen, das nur dann überwunden werden kann, wenn die veränderte Form zusätzliche Legitimationen erfährt. Eine Möglichkeit solcher Legitimation (in manchen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen als „Mehrwert“ bezeichnet) bildet die Mode, denn Mode - auch sprachliche Mode - präsentiert die Dinge, auch sprachliche Dinge, in einer Weise, als seien sie gar nicht anders denkbar. Wie man von der Sprache gesagt hat, daß sie für den Menschen natürlich ist, ohne Natur zu sein, so läßt es sich auch von der Mode sagen -, so daß sich für die Sprachmode eine Verdoppelung des Naturaspekts ergibt.

Leider gibt es bisher höchstens Ansätze zu einer sprachlichen Innovations- und Diffusionsforschung. Sonst würde gewiß deutlich, daß sprachliche Änderungen sich nur in den seltensten Fällen mählich ausbreiten, daß ihre Verbreitung vielmehr den in den verschiedensten

<sup>47</sup> In diesem Sinn urteilt Paul H. Nystrom (Economics of Fashion. New York 1928, S. 124), der sich mit sprachlichen Moden allerdings nicht näher befaßt hat: „The victories of fashion in the field of language are always insignificant and make but slight inroads into the territory securely held by custom.“

<sup>48</sup> Vgl. das Kapitel „Diffusion und Kommunikation“ bei Hermann Bausinger: Volkssprache. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Berlin und Darmstadt 1971, S. 242-261.

<sup>49</sup> Das Verständnis des Sprachwandels als eine Art modischer Ausbreitung ist keineswegs neu: Ansätze finden sich 1884 bei Friedrich Müller und im Anschluß daran 1885 in der berühmten Schrift Hugo Schuchardts: Über die Lautgesetze gegen die Junggrammatiker (vgl. S. 13 f.); danach wird diese Perspektive vor allem in sprachgeographischen Arbeiten aufgenommen. Im allgemeinen geht es dabei, um es mit einer Kapitelüberschrift Friedrich Maurers (Volkssprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde. Erlangen 1933, S. 82-94) zu sagen, primär um den „Verkehr als sprachgestaltende Kraft“, um den Nachweis großräumiger Bewegungen. Etwas direkter an die Funktionen der Mode rückt Walter Porzig den sprachlichen Wandel heran (Das Wunder der Sprache. Bern 1957, S. 302 f.). Detaillierter ist aber die Funktionsfrage bisher m. W. nicht gestellt worden.

ökonomischen und auch kulturellen Bereichen beobachteten Diffusionsgesetzmäßigkeiten<sup>50</sup> unterliegt, daß also die Kurve der zunehmenden Gebrauchshäufigkeit einer Innovation wie eine abgeflachte S-Kurve verläuft: mit einem nach kurzer Anlaufzeit steilen Anstieg, der schon nach kurzer Zeit in eine Phase tatsächlich nur allmählicher Ausbreitung übergeht. Eben die steile Phase des Anstiegs aber ist der Zustand und der Prozeß der Mode, nicht etwa die Schlußphase, in welcher absolut die größte Ausdehnung und Häufigkeit erreicht wird. An einem nichtsprachlichen Beispiel läßt sich dies rasch verdeutlichen: das Camping hatte bis in die frühen Fünfzigerjahre hinein eine verhältnismäßig kleine Zahl von Anhängern; in der übrigen Bevölkerung wurde diese neue Urlaubsform kaum wahrgenommen, jedenfalls nicht heftig diskutiert, sondern höchstens aus der Distanz belächelt. Mitte der Fünfzigerjahre wurde Camping dann plötzlich Mode: Industrie und Kaufhäuser kurbelten die Werbung an, fast jedermann setzte sich mit den Möglichkeiten auseinander, in der Presse wurde in manchmal hitzigen Debatten das Für und Wider erörtert<sup>51</sup>. In der Zwischenzeit sind gewiß noch Hunderttausende von Campingfreunden allmählich zu der Bewegung gestoßen; ganz sicher gibt es heute wesentlich mehr Anhänger als zum Beispiel 1955. Aber die Diskussionen von damals sind heute kaum mehr verständlich: heute ist Camping selbstverständlich, damals war es umstritten, aber umstrittene Mode. Gelänge es, die Gebrauchshäufigkeit und Ausbreitung bestimmter modischer Wörter und Wendungen einigermaßen genau zu registrieren, so ließe sich gewiß eine vergleichbare Entwicklung beobachten: auch Vokabeln wie *verunsichern*, *unverzichtbar*, *unabdingbar* oder etwa *heiß* in allen möglichen Kombinationen hatten eine Zeit der Krisis, in der sie sich

<sup>50</sup> Vgl. Klaus Kiefer: Die Diffusion von Neuerungen. Kultursoziologische und kommunikationswissenschaftliche Aspekte der agrarsoziologischen Diffusionsforschung (= Heidelberger Sociológica 4). Tübingen 1967; Horst Reimann: Kommunikations-Systeme. Umriss einer Soziologie der Vermittlungs- und Mitteilungsprozesse (= Heidelberger Sociológica 7). Tübingen 1968.

<sup>51</sup> Solche Auseinandersetzungen sind auch für sprachliche Moden charakteristisch. Dies geht keineswegs nur aus den sprachpflegerischen Erörterungen der Gegenwart hervor. Im Jahr 1789 erschien anonym ein „Sendschreiben an Herrn Schubart, Herzogl. Württembergischen Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart seine Vaterlandschronik betreffend.“ Darin werden S. 63 ff. „unelegante Kraftphrasen“ und andere „Schubartiana“ gerügt - darunter nicht nur Vokabeln, die uns heute Bewunderung für den sprachschöpferischen Mut der Sturm- und Drang-Zeit abnötigen, sondern auch solche, die keineswegs mehr auffällig erscheinen, weil sie sich längst eingebürgert haben. - Ich verdanke den Hinweis auf diese Schrift Dr. Dieter Narr, auf dessen Untersuchung über die Sprache des 18. Jahrhunderts in diesem Zusammenhang aufmerksam gemacht werden muß: Das „Pädagogische Zeitalter“ und seine Sprache. Neues und Altes aus dem Wörterbuch der Aufklärung. In: Wirkendes Wort 13. Jg. 1963, S. 129-141 und S. 193-204.

durchsetzten; und dies war die Zeit der eigentlichen Hochkonjunktur, der Mode, auch wenn die Gebrauchshäufigkeit nachher noch anstieg. Ich will versuchen, den Vorgang nochmals an einem Beispiel darzustellen, einem imaginären Beispiel allerdings, einem Stück philologischer Science Fiction. Im Jahr 2072 steht in der 100. Auflage des Dudenwörterbuches folgendes:

- *essen*: Bezeichnung für die Nahrungsaufnahme bei Tieren.
- *fressen*: allgemein geläufiges Wort für die Nahrungsaufnahme des Menschen, insbesondere für den Verzehr nicht-flüssiger Nahrung; synonym, vor allem in gehobener Sprache *speisen*, in scherzhafter Rede auch *essen*.

In der Tat: Oppositionelle Schülergruppen des Jahres 2072 verfallen in den Schulpausen in ihren Jargon und sagen, sie *essen* ihr Brot - was von den Pädagogen kopfschüttelnd und mißbilligend als Zeichen der Verrohung registriert wird. In der Schule selbst behandeln die Deutschlehrer die beiden Wörter als apartes sprachgeschichtliches Beispiel semantischer Vertauschung. Sie stützen sich dabei auf die Erörterungen der Sprachforscher, für welche der Gebrauch der beiden Vokabeln ein hochinteressanter Gegenstand ist. Durch einen Mannheimer Computer-Querschnitt aus den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts wissen sie, daß die Anwendung der Wörter damals genau umgekehrt war. Es gibt geistvolle Theorien über den Bedeutungsaustausch: Als Rückwirkung inhumaner Kriege und auch als Folge eines immer unmenschlicher werdenden Konkurrenzkampfes - so wird argumentiert - seien Schuldgefühle entstanden, welche durch Kompensation an neutraler Stelle, nämlich durch übertriebene Tierliebe, ausgeglichen wurden, der sprachliche Ausdruck dieser emotionalen Bindung sei die Übertragung des Begriffes *essen* in den tierischen Bereich. Die Umkehrung, also die Veränderung des Anwendungsbereichs von *fressen*, sei einfach eine Folge der strukturellen Verschiebung; de Saussures Schachbrettmetapher wird in diesem Zusammenhang zitiert: durch die Verschiebung an einer einzigen Stelle verändere sich das ganze Spiel, so daß jede Verschiebung neue Verschiebungen nach sich ziehen müsse. Außerdem wird die Übertragung des ursprünglich tierischen Begriffes in den menschlichen Bereich als zusätzliches Bestrafungsmoment interpretiert, das der Mensch als Sprachsubjekt unbewußt sich selbst auferlegte . . .

Es steht mir nicht zu, zu Gericht zu sitzen über die Forschungshypothesen einer künftigen Generation. Mir erscheinen sie einigermaßen

einleuchtend. Ein Moment allerdings fehlt bei der Erklärung, nämlich das des in sich komplexen Vorgangs, den man als Mode etikettiert. Es gehört ins Bild der skizzierten Entwicklung, daß in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts der Frankfurter Zoodirektor Grzimek eine so ungeheure Popularität genoß, daß schon die kaum der Sprache mächtigen Kleinkinder sich weigerten, ins Bett zu gehen, wenn abends eine Fernsehsendung von „Professor Grzimek“ bevorstand. Er aber sprach damals ganz betont davon, daß Schweine ihr Futter ebenso *essen*, wie der Löwe kleinere Wildtiere *ißt*; und so schrieb er es auch nieder in seinem vielbändigen Tierlexikon, das seinerzeit in die Bücherschränke von Hundehaltern, Vogelfreunden und Safaritouristen wanderte. Von ihm, von seinem Sprachgebrauch ging eine modische Welle aus, die Mitte der Siebzigerjahre durch viele opinion leaders in die gesprochene und geschriebene Sprache hineingetragen wurde - damals setzte sich das neue Wort dank seiner Mode-Legitimation durch, auch wenn das alte noch verhältnismäßig lange daneben benützt wurde. Andererseits muß an die revoltierende Jugendbewegung der Siebzigerjahre erinnert werden, welcher nicht nur ein exklusiver Ausdruck wie *speisen*, sondern auch ein Wort wie *essen* für die menschliche Nahrungsaufnahme verdächtig war. In einem sozial begründeten Grobianismus, im Bestreben, die menschlichen Bedürfnisse nicht der Konsumwerbung auszuliefern, sondern bewußt in Grenzen zu halten, traten diese Gruppen aktiv für den Ausdruck *fressen* ein. Die Juvenilität der Zeit (in der sich kaum jemand erwachsen gebärdete, weil denen über dreißig nicht zu trauen war) begünstigte eine schnelle Diffusion; es war eine durchschlagende Mode, welche eine Dauergewohnheit einleitete.

Ich habe diese Erwägungen historisch oder futuristisch verfremdet<sup>32</sup>, weil die Bedeutung des modischen Prestiges so möglicherweise besser hervorgehoben werden kann als an einem Sprachzusammenhang, in den wir alle verflochten sind. Bei aller Konstruiertheit des angeführten Beispiels ist festzuhalten: es gibt diese nur im Ansatz modischen Sprachinnovationen, und sie sind ein beredtes Argument gegen den Versuch, die Sprachbeobachtung von allem „Okkasionellen“

<sup>32</sup> Nach Walter Porzig ist diese Fiktion allerdings von der tatsächlichen Entwicklung nicht sehr weit entfernt. Er schreibt, das Wort *essen* kämpfe „heute in manchen Schichten einen Verzweiflungskampf gegen das Kraftwort *fressen*“, und er weist auf eine historische Parallele, die Verdrängung des lateinischen „esse“ (= essen) in den romanischen Sprachen, hin (Das Wunder der Sprache. Bern 1957, S. 47).

abzuschirmen<sup>33</sup>. Syntax ist - nach der zugespitzten Formel von Leo Spitzer - gefrorene Stilistik<sup>34</sup>, modische Extravaganzen münden in usuellen Sprachgebrauch, die lexikalischen Abweichungen von heute werden übermorgen im Duden normiert.

All dies ist kein Plädoyer für die empiristische Hingabe an eine vermeintlich unvermeidliche Entwicklung. Kritik zielt jedoch als bloße Sprachkritik im allgemeinen zu kurz. Dies wird sofort deutlich, wenn man das enge Bündnis zwischen Sprachmode und Werbung anvisiert. Hier könnte seitenlang aufgezählt werden, von den verfügbaren Begeisterungssignalen wie *dufte*, *prima*, *happy* über die spezifischen freigesetzten Adjektive (*aprilfrisch*, *hautfreundlich*, *hüftstabil*)<sup>35</sup> bis zu raffiniert ausgeklügelten Produktenbezeichnungen. Kritikwürdig ist hier vor allem, wie strikt Mode und Werbung parallel geschaltet sind; daß beide daran arbeiten, die Bedürfnisstruktur rücksichtslos zu verschieben<sup>36</sup>, das Alte, Vorhandene, an sich noch Brauchbare „psychologisch schrottreif“ zu machen<sup>37</sup>, um eine neue Expansion zu ermöglichen.

Die vermarktete Welt - eine Spielart der „verwalteten Welt“<sup>38</sup>, die dann von der professionellen Sprachwissenschaft zur „rationalisierten“ entschärft wurde<sup>39</sup> - ist der fruchtbare Grund sprachlicher Moden;

<sup>33</sup> Für die Einbeziehung des Okkasionellen oder Nur-Stilistischen tritt nachdrücklich Peter von Polenz ein: Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf 1963, S. 30.

<sup>34</sup> Stilstudien 2. Bd. 1928, S. 517. Der tschechische Linguist Karel Hausenblas vertritt die Auffassung, „der stilistische Aspekt“ werde „immer mehr zum entscheidenden Faktor, der die Dynamik der Differenzierung der Sprachgebilde beeinflusst: er kommt stärker zur Geltung auf Kosten der Faktoren, die die territoriale (die Mundarten sind im Rückgang begriffen) und die soziale Differenzierung veranlassen (die Schriftsprache ist nicht mehr das Privileg nur der einst privilegierten Gesellschaftsschichten).“ Auch wenn diese Feststellung von 1962 (Stile der sprachlichen Äußerungen und der Sprachschichtung. In: Stilistik und Soziolinguistik. Beiträge der Prager Schule zur strukturellen Sprachbetrachtung und Spracherziehung. Zusammengestellt und eingeleitet von Eduard Benes und Josef Vachek. Berlin 1971, S. 38-53; hier S. 48) durch die in der Zwischenzeit vorgelegten „Sprachbarrieren“-Forschungen in Frage gestellt ist, wird man doch den Akzent auf dem Stilistischen akzeptieren.

<sup>35</sup> Neben den bekannten einschlägigen Arbeiten (vor allem Ruth Römer: Die Sprache der Anzeigenwerbung. Düsseldorf 1968) vgl. Gerhard Lutz: Freigesetzte Adjektive. Überlegungen zur Vermehrung der Adjektivkomposita. In: Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung seines 60. Lebensjahres. Göttingen 1968, S. 503-516; Eis Oksaar: Zur Dynamik komprimierter Adjektivkomposita im heutigen Deutsch und Schwedisch. In: Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka. Tübingen 1970, S. 254-264.

<sup>36</sup> Hierzu allgemein Wolfgang Fritz Haug: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt a. M. 1971.

<sup>37</sup> Vance Packard: Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewußten in jedermann. Frankfurt a. M. und Berlin 1969, S. 17.

<sup>38</sup> Vgl. Karl Korn: Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt a. M. 1958.

<sup>39</sup> Peter von Polenz: Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf 1963, S. 37. Vgl. auch die Auseinandersetzungen in Friedrich Handt (Hrsg.): Deutsch - Gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land? Polemik, Analysen, Aufsätze. Berlin 1964.

und sie setzt oft auch dort die Bedingungen, wo ein Modewort gerade von diesem Bereich wegführen soll. Dies kann an einem realen Beispiel gezeigt werden. Noch vor einigen Jahren wurden Fragen des Umweltschutzes ziemlich am Rande, manchmal nur von als Sektierer Eingeschätzten, behandelt. Plötzlich aber war die Sache ‚in aller Mund‘ – und daran war auch die griffige sprachliche Prägung schuld, die durch eine Lehnübersetzung aus dem Englischen zustande kam (environment pollution = Umweltverschmutzung). Der Begriff war eingängig, und mit dem Begriff wurde die Sache vertraut - es war zweifellos (auch wenn dieser Ausdruck für den schwerwiegenden Gegenstand fast zu leichtgewichtig ist) ein Stück Mode im Spiel. Insofern verwundert es nicht, daß Broder Carstensen kürzlich einen negativen Effekt dieser leicht eingängigen Sprachprägung registrierte: inzwischen sei eine Übersättigung an dem Modewort Umweltschutz und damit auch eine gewisse Abstumpfung gegenüber der Sache eingetreten<sup>60</sup>. Wenn dieser Anschein richtig ist, dann müßte wohl eine Strategie entwickelt werden, welche das Schlagwort Umweltschutz - werbetechnisch gesprochen - dadurch zur festen Markenbezeichnung macht, daß sie es absichert durch immer wieder zu erneuernde modische Zusätze („Aktion blauer Himmel“, „Grünes Zentrum“ o.ä.). Unabhängig von dem besonderen, in ganz spezifische Zusammenhänge führenden Beispiel läßt sich jedenfalls sagen, daß sich in der modischen Innovationsbewegung oft nicht nur das Ungewöhnliche verbraucht, das die Mode zunächst begründet, sondern überhaupt jeglicher Appellcharakter und jede Herausforderung. Ähnlich der Werbung wirkt auch die Mode grundsätzlich an der „Produktenveralterung“ mit<sup>61</sup>. Auch eine solche Kritik schließt jedoch nicht aus, diesseits des weiteren Zusammenhangs eine sprachliche Leistung festzustellen. Es ist eine Leistung der sprachlichen Moden, daß sie neue Wünsche auf einen Nenner zu bringen vermögen - oder daß sie durch die Vorwegnahme des Nenners die Wünsche erst erzeugen. Auch gibt es Beispiele dafür, daß durch sprachliche Modebegriffe neue Erfahrungs- und Erlebnisqualitäten geschaffen werden<sup>62</sup>. Wiederum bieten

<sup>60</sup> Die Wörter des Jahres 1971. In: Der Sprachdienst 16/1972, S. 49 f.

<sup>61</sup> Zu diesem ökonomisch-psychologischen Problem vgl. Georg Bergler: Das Risiko der künstlichen Veralterung in der modernen Absatzwirtschaft. In: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung 8/1962, S. 1-31.

<sup>62</sup> Joachim Stave hebt in diesem Sinne die freundliche Seite der Werbesprache hervor: „die Lust am Spiel mit Worten“ setzt ähnliche interessante Farbtupfer wie die modische Kleidung, welche herkömmliche Konventionen zu Fall bringt.

sich Belege aus der Werbung an: Klaus Horn hat gezeigt, wie raffiniert die Gestalt des *Krawattenmuffels* verbrauchsfördernde Konformitätsmechanismen auslöste<sup>63</sup>; und auch am Beispiel von *Zwischensaison*<sup>64</sup> (die *Herr Schlaumeier* ausnützt<sup>65</sup>) kann nachgewiesen werden, wie eine Wortschöpfung einen ergiebigen Markt zu öffnen vermag.

Wiederum aber ist diese Funktion nicht auf den kommerziellen Bereich beschränkt. Auch außerhalb der Werbung definieren und etikettieren, ja verstärken und provozieren Sprachmoden neue Qualitäten. Ein Wort wie *Struktur* ist leicht als Modebegriff auszuweisen, indem man in bunter Mischung Beispiele nebeneinanderstellt, wie sie einem Tag für Tag begegnen: *Handelsstruktur - strukturell geprägte Stuhl-kombinationen - Strukturmodell der Lehrerbildung - Manschettenknöpfe in moderner Struktur - Sonettstrukturen - Strukturschäden am Auto - Sprachstruktur - Raumstrukturen - Verkehrsinfrastruktur - Strukturschaum für Möbel*. Ein Modewort, gewiß, das schlagwortartig<sup>66</sup> vieles verdeckt, die Konturen unscharf macht und eben dadurch den Anwendungsbereich erweitert; aber als Modewort vermittelt es doch einen Eindruck von der undurchsichtigen Verflechtung und Komplexität vieler Erscheinungen unseres täglichen Lebens, die man strukturierend<sup>67</sup> zu überwinden trachtet.

Noch ein zweites Beispiel für eine Vokabel, welche durch ihr modisches Prestige eine neue Erfahrungsqualität modisch ins Spiel brachte und sich inzwischen usuell verfestigte: *Frustration*. Mit der Behauptung eines solchen Einflusses auf die Erfahrungswirklichkeit soll keine Sprachmagie ins Spiel gebracht werden. Ein Wort allein vermag Enttäuschung gewiß nicht zu erzeugen. Es gibt kluge soziologische Überlegungen, welche „die strukturell erzeugten Überaspirationen“, also die in unserer Gesellschaft zwangsläufig weit verbreitete und

<sup>63</sup> Zur individuellen Bedeutung und gesellschaftlichen Funktion von Werbeinhalten. In: Ralf Zoll (Hrsg.): Kritik. Manipulation der Meinungsbildung. Zum Problem hergestellter Öffentlichkeit. Opladen 1971, S. 201-241.

<sup>64</sup> Vgl. Joachim Stave: Wie die Leute reden. Betrachtungen über 15 Jahre Deutsch in der Bundesrepublik. Lüneburg 1964, S. 64.

<sup>65</sup> Vgl. Anton Sailer: Das Plakat. Geschichte, Stil und gezielter Einsatz eines unentbehrlichen Werbemittels. München 1965, S. 125.

<sup>66</sup> Die Funktionen von Modewort und Schlagwort gehen ineinander über; der Unterschied der Begriffe kann hier nur angedeutet werden: In der wohl jüngsten Untersuchung über das Schlagwort (Walter Wiora: Über das Schlagwort in der heutigen Musikliteratur. In: Festschrift Erich Doflein. Mainz 1972, S. 85-104) wird das Schlagwort im Vergleich mit den „harmloseren Modewörtern“ als „energischer und aggressiver“ bezeichnet (S. 86); außerdem erhebt das Schlagwort grundsätzlich einen Anspruch der Sachkenntnis, obwohl man es sicher falsch einschätzt, wenn man seine intersubjektive Funktion völlig zurücktreten läßt hinter der sachlichen Seite der Kommunikation. Insofern könnte man geradezu sagen, jedes Schlagwort sei auch Modewort, nicht jedes Modewort dagegen Schlagwort.



wenig kontrollierbare Aufstiegsmentalität dafür verantwortlich machen, daß „Frustrationen zur Massenerscheinung“ werden<sup>57</sup>. Auch besteht kaum ein Zweifel daran, daß das ‚entfremdende‘ Element, das nicht nur in den Arbeitsprozessen, sondern auch in den wachsenden bürokratischen Zwängen liegt, Frustrationen hervorbringt. Aber zu all dem kommt gewiß, daß ein solches Modewort genauere Qualifikationen zudeckt und erstickt, daß es sich in seiner Prägnanz, seiner Trächtigkeit (nicht seiner Präzision!) anbietet, wann und wo immer ein Moment von Enttäuschung auftritt. Ich wenigstens bekenne, daß ich früher, als dieses Wort noch nicht im Schwang war, sehr viel seltener frustriert war – und manche bringen es zu wahren Meisterleistungen im Frustriertsein. Es gibt Hunderte von Auslösern: man ist frustriert nach Besuchen, nach Filmen, nach Liebeserlebnissen, nach sportlichen Wettkämpfen, nach Tagungen, Diskussionen und nicht zuletzt Vorträgen. Man trägt Frustration; die modische Verlockung eines solchen Terminus (und der damit bezeichneten sehr pauschalen Erfahrungsqualität) scheint so groß zu sein, daß es wenig Gegenmittel gibt – es sei denn äußerliche, daß beispielsweise Vorträge nicht allzu lange ausgedehnt werden:

Ich komme zum Schluß. Ich versuche keine Zusammenfassung, füge aber noch eine Bemerkung an, die den Stellenwert (auch dies ein Modewort!)<sup>58</sup> dieser Beobachtungen und Überlegungen bezeichnen soll. Es liegt auf der Hand, daß Mode keine analytische Kategorie ist. Aber im Begriff Mode bündeln sich so viele Probleme, daß er heuristischen Wert besitzt. Die Tatsache jedenfalls, daß Moden - auch Sprachmoden – jeweils nur punktuell erfahrbar sind, sollte den Gegenstand nicht disqualifizieren. Mode enthält nicht nur das Moment des Neuen als etwas Ephemerem, sondern auch das des Anfangs und das der Wiederholung - im Sinne Walter Benjamins, der Nietzsches Gedanken der ewigen Wiederkehr ironisch mit den modernen Möglichkeiten der Reproduktionstechnik in Beziehung setzte und für die Mode eine fast zu schöne Umschreibung fand: Mode als „ewige Wiederkehr des Neuen“.<sup>59</sup>

<sup>57</sup> Friedhelm Neidhardt: „Modernisierung“ der Erziehung. Ansätze und Thesen zu einer Theorie der Sozialisation. In: Sozialisation und Massenkommunikation, hrsg. von F. Ronneberger. Stuttgart 1971, S. 1-20; hier S. 16.

<sup>58</sup> Dieser Klammerzusatz ist charakteristisch für die Haltung dessen, der Modewörter vermeiden will, aber keineswegs kann: Wolfgang Pollak machte mich darauf aufmerksam, daß Gebildete Modewörter oft gewissermaßen in Anführungszeichen sprechen.

<sup>59</sup> Zentralpark (Schriften. Frankfurt a. M. 1955, 1. Bd. S. 485 f.).